XXVI. Jahrg. Berlin, den 16. Februar 1918. Nr. 12.





Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 6,50 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Großbeerenstraße 67.
1918.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.50, pro Jahr M. 26.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 7.25, pro Jahr M. 28.60; Ausland M. 7.80, pro Jahr M. 31.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47,** Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 108 09 u. 108 10.



Berlin, den 16. Februar 1918.

Die freudlose Welt.

Genesis.

Im Jahr 1760, das parisei Hitzköpfe für und wider Rousseaus Neue Heloïse sich in Brand röthen sieht, wird in Saint-Quentin dem Kleinbürgerpaar Babeuf ein Knabe geboren. Der Sechzehnjährige kommt zu einem Feldmesser in die Lehre, wird später in der Picardie Grundbuchkommissar und klettert langsam die Amtsleiter hinauf. Zu langsam für das Bedürfniß seines Ehrgeizes. Er sieht die Volksmasse leiden, hört sie ungeduldig im Joch stöhnen, liest Rousseau, Mably, Morelly und andere Sozialmoralisten, beschließt, die Bewegung, die den Umsturz des Bestehenden vorbereitet, mitzumachen, und nennt sich zuerst, weils christlich klingt, François-Noël, dann, weils rebellisch klingt und die Römer wieder in der Mode sind, Gracchus Babeuf. Er geht nach Paris, preist, in Sätzen, die von Rousseau billig zu haben sind, den Naturzustand, dessen Herrlichkeit durch die Menschengesellschaft verhunzt ward, ist unter den Erstürmern der Bastille und gründet, als die Volkswuth die Tyrannen weggeweht hat, eine Zeitung, der er, nach schwierigen Anfängen, den Titel Le tribun du peuple giebt. Im Schreckensjahr 1793 gehts ihm schlecht. Er wird, als Distriktshauptmann von Montdidier, der Urkundenfälschung angeklagt und zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Doch die höhere Gerichtsinstanz hebt das Urtheil auf. Babeuf ist wieder frei, bleibt in Mancher Augen aber bemakelt und kann kaum noch

hoffen, in der Politik die Hauptrolle zu spielen, nach der seine Eitelkeit gelangt hat. Bleibt in der unbehaglichen Lage des Catilina, der von der Anklage, als Haupt der Provinzverwaltung in Afrika den Einwohnern Geld abgepreßt zu haben, freigesprochen worden ist, mit besudeltem Kleid aber nicht für die Konsulatswürde taugt. Solche Menschen sind, weil sie von dem Sturz der geltenden Rechtsordnung nichts zu fürchten und Alles zu hoffen haben, gern zu Verschwörung gegen das Staatsgefüge bereit. Der Jakobiner Babeuf sieht in dem Fall Robespierres den Triumph niederträchtiger Tücke und schmäht die Thermidorsieger so laut, daß er, als Verächter der großen Grundsätze der Revolution, ins Gefängniß gesperrt wird. Da findet er andere Hungrige, die nicht ans Ziel ihres Wunsches gekommen sind und deshalb meinen, das Vaterland müsse jetzt erst aus Lebensgefahr errettet werden. Im Kerker entsteht ein Nebenkonvent. Ist (wird dort gefragt) das Volk, das sich souverain dünkt, nun wirklich frei? Nein, heißt die Antwort; wer Rousseaus Lehre bis ans Ende durchdacht hat, muß erkennen, daß die formale Rechtsgleichheit ein Truggebild bleibt, so lange der Vermögensunterschied den Reichen zum Herrn des Armen macht; daß von Gleichheit ernst ernsthaft gesprochen werden kann, wenn allen Bürgern der Republik die selbe Eigenthumsgrenze vorgeschrieben ist. Und was ist Freiheit, was Brüderlichkeit ohne wahrhaftige Gleichheit? Robespierre rächen: Das genügt nicht mehr; weit über Robespierres Ziel hinaus führt der Weg, auf dessen letzter Strecke das Heilkraut wächst. Eigenthumsgrenze? Unsinn. Nur der Kommunismus kann helfen; nur die soziale Revolution diese Wohlthat dem Lande sichern. Als der begnadigte Babeuf ins Leben zurückkehrt, ist die Verschwörung der „Gleichen“ fertig und harrt nur noch der günstigen Stunde.

Im Frühjahr hört Barras, eins der fünf Mitglieder des Directoire Exécutif, von seinem schlauen Polizeiagenten Bacon, daß Babeuf in geheim gehaltenen Versammlungen, deren Schauplatz meist irgendeine Vorstadt sei, die Menge aufhetze, den Sturz des Direktoriums vorbereite und nicht nur beträchtlichen Massenanhang, sondern auch bestimmte Zusagen vom General Bonaparte habe. Da das Volk unter der Theuerung leide und mit der versöhnlichen Absicht der Direktorialpolitik eben so unzufrieden sei wie mit dem neuen Wahlrecht, dürfe man die Sache nicht leicht

nehmen. Die Geheimorganisation habe schon fast siebenzehntausend Namen in ihren Listen, predige in Nachtklubs die Pflicht zu Revolution und plane eine Ueberrumpelung des Landes; auch das neue Direktorium sei schon gewählt. Bonaparte? Dem wäre solcher Streich zuzutrauen. Auch Einer, der nichts zu verlieren hat: also der richtige Mann für die Gleichmacher. Der hätte sich am dreizehnten Vendémiaire gegen den Konvent wohl in den Dienst der rebellischen pariser Sektionen gestellt, wenn er nicht schnell noch zum Divisionär befördert worden wäre. Barras kennt seinen Gehilfen; verspricht ihm den Rang eines Kommandirenden Generals, den Oberbefehl in Italien: und weiß nun, daß der Korse sich von Babeuf trennen und in den Süden die Hoffnung mitnehmen wird, die Sektenverschwörung möge dem schwachen Direktorium das Leben so schwer machen, daß es bald wieder einen bewährten Degen braucht. Doch die Fünf wollen nicht warten. General Blondeau erhält den Befehl, das Hauptquartier der Verschwörer zu umzingeln, bis der Friedensrichter Delorme die zwölf Kommunistenführer verhaftet und das Nest gründlich ausgenommen hat. Die konfiszirten Klubakten beweisen, daß Barras gut bedient war. Am zweiundzwanzigsten Floréal des Jahres IV (Mai 1796) sollte das Direktorium abgesetzt und, sammt den Männern des Generalstabes, in ein Provinzgefängniß geschleppt werden. Dann sicherten die Verschworenen sich die Herrschaft über den Staatsschatz, stellten die Verfassung vom Jahr 1793 wieder her, ließen einen neuen Nationalkonvent und einen neuen Wohlfahrtausschuß wählen, jeden Widerstrebenden köpfen und dem Volk ankünden, jedes Besitzrecht sei verwirkt, jedes Privateigenthum abgeschafft und der Tag des „allgemeinen Glückes“ beginne. Aus dem Gefängniß schreibt Babeuf an das Direktorium, nun erst, nach dem Einblick in das Netz der Verschwörung, könne es erkennen, welche Gewalt und Vertrauensstellung er im Herzen der Nation erworben habe. „Glauben Sie etwa, Ihre Würde verbiete Ihnen, mit mir wie von Macht zu Macht zu verhandeln? Zeigen Sie sich in edler Größe: und das Vaterland ist gerettet. Mit ihren Leibern werden die Republikaner Sie decken. Sorgt, Ihr fünf Regenten, für das Volk, wenn Ihr Euch ihm zugehörig fühlt. Dann will ich gern meine Tribunengewalt, die Ihr jetzt ja kennt, benutzen, um Euch das Volk zu versöhnen. Eures Lebens dürft Ihr dann sicher

sein.“ Der hohe Ton der Epistel weckt nur Heiterkeit; und als Barras und Rewbell mildes Handeln empfehlen und drängend rathen, nur die gefährlichsten Häupter zu treffen und sich nicht vom ersten Schreck in Eifererwuth jagen zu lassen, werden sie von den Machtgenossen überstimmt. Keine schwächliche Schonung, mahnt Carnot; „den Tod Allen, die sich verschworen haben, uns zu tödten: so wills das Gesetz der Vergeltung, ohne dessen Strenge der Jakobinergeist nicht zu besiegen ist.“ Carnot will die Erinnerung tilgen, daß er einst selbst dem Wohlfahrtausschuß angehörte. Fühlt sich auch als den Staatsretter, dem der Fehlschlag der Verschwörung zu danken ist. Als Barras, nach Bacons Meldung, noch schwankte, hat Grizel, der Einlaß in die Kommunistensekte gefunden hatte, dem Direktor Carnot gezeigt, wie nah die Gefahr schon sei; und erst dieser Bericht des agent provocateur hat den Haftbefehl erwirkt. Soll das Verdienst solcher Retterthat nun etwa geschmälert werden? Wo Rauch aufsteigt, brennts. Wer Verdächtige schirmt, darf nicht klagen, wenn er selbst verdächtigt wird. Barras hat mehr als einmal den Jägerlieutenant Germain empfangen. Der ist, mit Babeuf, in der Rue Bleue verhaftet worden. Am Ende war Barras dem Umsturzplan gar nicht so fern, wie man bis her glaubte? In seinen (von Duruy herausgegebenen) Memoiren hat er erzählt, mit welchem Aufwand von Theatereffekt das Geraun im Direktorium bestattet wurde. „Waget nur, mich anzuklagen! Ich fürchte die Anklage nicht: ich fordere sie. Vor dem Rath der Fünfhundert werde ich sprechen und zeigen, wer unter uns die Würde des Amtes vergessen und mißbraucht hat.“ In seiner Stimme fühlt er „die Macht des reinen Gewissens“. Und die Gegner erwägen, ob sie einen Mann, der so viel mitansah, in Verzweiflung treiben dürfen. Das Land, heißt es dann, will Ruhe; nur Royalisten und Anarchisten wollen uns durch Zwietracht trennen. Barras lächelt wieder. „Wir versicherten einander wohlwollender Hochachtung und schlossen die Sitzung.“

In Vendôme wird gegen Babeuf und Genossen verhandelt. Sie wehren sich wie Löwen, schreibt Barras; erklären, daß sie fürs Vaterland, für die ganze Menschheit den Tag der Freiheit bereiten wollten, nennen ihre Ankläger die Schande der Nation und singen am Schluß jeder Sitzung die Marseillerhymne. Die Fünf, die der „einen und untheilbaren Republik“ vorsitzen, sehen mit

ungleichen Gefühlen auf dieses Gerichtsschauspiel. Letourneur meint, das Tribunal dürfe die Frechheit der Angeklagten nicht dulden; Barras findet die Richter voreingenommen und den Brauch, Angeschuldigte wie Verdammte zu behandeln, unwürdig und mit dem staatlich anerkannten Menschenrecht unvereinbar. Carnot hat erfahren, daß ein Geschworener aus Vendôme nach Paris gekommen sei; die Polizei kenne ihn als Terroristen, wisse, daß zwischen den Angeklagten und ihrer hauptstädtischen Gemeinde Briefe gewechselt worden seien und am zehnten Floréal des Jahres V ein Aufstand versucht werden solle. Von allen Seiten ströme die unruhige Jugend nach Paris. Man müsse das Gerichtsverfahren beschleunigen, das hoffentlich mit einer harten Massenverurtheilung enden werde. Im Prairial werden Babeuf und Darthé zum Tod, sieben Gefährten zur Deportation verurtheilt, dreiundfünfzig aber freigesprochen. Carnot nennt das Urtheil ein Dokument der Schande und sagt voraus, daß die freigelassenen Kommunisten sich zu neuer Verschwörung schaaren werden. Am achtundzwanzigsten Mai wird Babeuf guillotinirt. Der aus Frankreich verbannte Filippo Buonarotti schreibt die Geschichte der Verschwörung. Noch im Jahr 1797 wird Carnot als Royalist verdächtigt und, wie die Sieben von Vendôme, zur Deportation verurtheilt. Er flieht nach Deutschland; enthüllt in einer Rechtfertigungschrift das schimpfliche Treiben der Genossen vom Directoire. Von den Kommunisten hört man nichts mehr. Ein Akt der Staatskomoedie ist ausgespielt.

Babeuf hat muthig gelebt und ist muthig gestorben. Hinter dem übers römische Normalmaß noch hinauslangenden Größenwahn des Volkstribunen barg dieses Hirn einen festen Glauben. Der ferne Betrachter darf den Gracchus aus Saint-Quentin nicht sehen, wie ein um seinen Direktorensitz bangender Barras ihn sah. Alle Menschen, hieß es, sind frei, haben gleiche Rechte und über ihnen waltet, als einzige Gottheit, die Allvernunft. Wer mit ernstem Sinn dieser hell klingenden, froh stimmenden Botschaft nachgrübelte, mußte bald merken, daß sie hübsche Worthülsen bot, doch nur der Kurzsicht den Zustand, den sie verhieß, vorgaukeln konnte. Ist der Mensch frei, den Armuth zwingt, vom Nächsten die Möglichkeit des Broterwerbes zu erbitten? Ist dieser Nächste, der ihm die Arbeitmittel gewähren oder weigern, auskömmlichen oder elenden Lohn bewilligen kann, in der gemeinen Wirklichkeit sein Bru-

der? Nein. Wo der Besitz verschieden ist, darf der zu Vernunft Aufblickende nicht von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit reden; bleibt jedes Gesetz, das die Gleichheit der Rechte vorschreibt, ein Werkzeug der Volksbetrüger. Wenn dem Reichen das Ererbte oder Erworbene genommen ist, privates Besitzrecht nicht mehr gilt, Allen Alles gehört und die Gesellschaft die Gelegenheiten und Mittel zur Arbeit ohne Ansehen der Person vertheilt: dann erst kehrt die Gleichheit des Urzustandes wieder, den entartete Sitten verdorben haben. Der Geheimbund der Égaux wollte Schlagwörter in wirksame Staatsmächte wandeln und hätte, wenn er nicht von geldgierigen Schnüfflern verrathen worden wäre, zunächst schon aus dem Gewimmel der Untüchtigen ein starkes Heer rekrutirt. Denn der Untüchtige, der höchstens ins Mittelmaß Passende kann nur eine Herrschaftform wünschen, die dem besser Begabten den Aufstieg wehrt; er fühlt, daß die Rechtsgleichheit, die im Grundgesetz steht, ihn nicht vor der Gefahr schützt, dem kräftigeren Konkurrenten weichen zu müssen, und ist erst zufrieden, wenn die Verschiedenheit der Wesensanlage und Lebensleistung nicht mehr den Rang bestimmt. Alle Menschen, spricht er, sind gleich begabt; daß Durand weiter kam als Dupont, ist die Folge eines Rechtszustandes, der dem listigen Räuber mehr nützt als argloser Redlichkeit. Verbietet ihn, befehlt, daß jedem Bürger Arbeit und Lohn von der Gesellschaft (also von der Majorität der Untüchtigen) zugemessen werde: und schnell wird sich zeigen, daß Durand eben so wenig leistet wie Dupont. In dem Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes hat Rousseau ja gesagt, daß der Mensch im „Naturzustand" gesund, gut, glücklich war und erst krank, schlecht und elend wurde, seit er Eigenthum erwerben konnte. „Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht bedenkt, daß die Frucht Allen, der Boden Keinem gehört." Vor Gott, lehrten schon die Heiligen Bücher der Juden und Christen, sind alle Menschen gleich; setzt man auf Gottes Platz die Vernunft, so muß die Gleichung noch immer stimmen. Und sind die Menschen gleich, dann gebührt das Bestimmungrecht der Mehrheit. Die beschließt, was geschehen muß, was nicht geschehen darf, und bestellt dem

sgesellschaft nicht und … Staate die Hüter. Ihr sagt, sie kenne das Staa
nd Fähigkeit zur Lei- … könne drum nicht ahnen, welche Erfahrung u
herrsche, müsse es im … tung solchen Geschäftes eignen? Wenn sie h
einfegern geleiteten … Staat zugehen wie in einem von Schornst

Handelshaus? Kindergeschwätz. Alle Menschen sind gleich; alles Unheil stammt aus dem Brauch, Einzelne Besitz und damit Uebermacht erwerben zu lassen. Irland wäre noch heute die Heimath freier und glücklicher Menschen, wenn das dem Häuptling verliehene Recht, seinen Viehbestand zu erweitern, nicht das Gehege des Stammeskommunismus durchlöchert hätte. Ein ehrlicher Jakobiner ist des rechten Weges immer bewußt und läßt keinen Zweifel ins Hirn kriechen. Lazare Carnot war, seit er von den Girondisten nichts mehr hoffte, in jeder Entscheidungstunde mit den Jakobinern gegangen, als eins der zwölf Häupter des Wohlfahrtsausschusses, trotz manchem Zank mit Robespierre, der Träger ihres Vertrauens gewesen, stets aber bereit geblieben, mit jedem Starken bande à part zu machen. Guizot nennt ihn „so ehrlich, wie ein schwatzsüchtiger Fanatiker sein kann". Solches Urtheil über den Organisator des Heeres, des Sieges klingt Fernen allzu hart. Der Mann, der aus der bescheidenen Würde des Pionierhauptmannes über Nacht auf den Sitz des Reichsdirektors geklettert ist, will Macht, für sich selbst und für die Heimath: und muß drum früh wittern, daß die Anerkennung der Babeuvistenlehre sein Frankreich in hilflose Ohnmacht zerren würde. Aber auch Robespierre hätte, wenn er im Thermidorkampf nicht erlahmt wäre, die Kommunisten nicht geschont, sondern, als Patriot und Machterstreber, mit eiserner Hacke sie, wie giftiges Schlinggewächs, ausgejätet. Hätte in dem Tribunen Babeuf den mehr bietenden Nebenbuhler um Massengunst gehaßt, der, stopfte man ihm nicht heute das Maul, morgen auf offenem Markt den Bürgern zubrüllen würde: „Der Vernunftanbeter mit dem Puderkopf und den gestreiften Strümpfen, der steife Tugendprotz, der Euch mit brüderlicher Umarmung begnadet, stillt Euren Hunger nicht, betrügt mit Gauklerkünsten Euch um das Menschenrecht."

Der neue Gracchus verhieß jedem Republikaner, jeder Bürgerin Nahrung und Obdach. Heimlose muß der Wohnungbesitzer aufnehmen, Hungernde, Dürstende der Bäcker, Metzger, Schankwirth sättigen. Der Staat bezahlts. Wer zweifelt oder sich wider die Ernährerspflicht sträubt, mag am nächsten Laternenpfahl baumeln. „Jeder Widerstand muß mit Gewalt überwunden, jeder Widerspänstige ausgerodet werden. Privateigenthum ist die schlimmste Menschheitgeißel, Besitz ein Verbrechen. Wir wollen

wahrhaftige, nicht erlogene Gleichheit. Wer uns hindern will, diesen Glückszustand zu sichern, muß sterben." Ehe die letzte Wurzel des Besitzrechtes, allen aus ihm aufgewucherten Vorrechtes durchschnitten ist, sind Wahlen Unsinn, ist jede Constituante schnöder Volksbetrug. In eine Versammlung, die Gesetze beschließt, dürfen nur Männer zugelassen werden, in denen der Glaube an die Nothwendigkeit der Gemeinwirthschaft felsfest geworden ist. Adelige Schurken, die dem Vaterland, dem Segen der Revolution entflohen, Verschwörer und Feinde des Volkes sollen auf unserer Erde noch Gut und Geld haben? Was ihrer Frechheit gestern Eigenthum schien, werde flink unter die Darbenden, die Schützer der Heimath vertheilt. Und muß man, wo alles Besitzrecht entkräftet wird, nicht jeden Besitzer für einen Volksfeind und Verschwörer halten? Auf solchem Weg pflücket Ihr, wie reife Kirschen von niedrig hängendem Zweig, die Antwort auf alle Fragen leiblicher Noth. Der Tribun hatte, natürlich, auch den „Plan zu Ewigem Frieden" von dem Abbé de Saint-Pierre, dem frühsten Friedensapostel in Westeuropa, und Rousseaus „Auszug" gelesen, der über das 1713 erschienene Werk sagt: „Obwohl die Menschen ja durchaus nicht sind, wie sie sein müßten, gütig, edel, selbstlos, aus Menschenliebe dem Gemeinwohl ergeben, sondern ungerecht und habsüchtig: Vernunft müßte sie zur Ausführung dieses Planes bestimmen. Sie brauchen nur zu erkennen, was ihnen Nutzen verheißt, nur den Muth zu Sicherung ihres eigenen Glückes aufzubringen. Wird, dennoch, der Plan nicht verwirklicht, so ist damit nicht etwa erwiesen, daß sichs um Utopie handelt, sondern nur, daß die Menschen vernunftlos sind und daß unter Tollen der Weise stets in den Verdacht der Tollheit kommt." Babeuf will den Plan ausführen. Die Waffen der vereinten Monarchien bedrohen die junge Republik? Die Brüderschaft der Gleichen wendet sich, wie von anderem Werkzeug der Autokraten und Kapitalisten, verächtlich vom Krieg ab. Ihr Geist, die Seele der Weltrevolution wird die Feinde schlagen, ihre Heere zerstreuen. Wer aus den Regimentern ins Lager der Babeuvisten übertritt, darf die Montur und die Waffen behalten oder verkaufen, obendrein einen Zehrpfennig einsäckeln und, wenn seine Tasche wieder leer ist, sie aus dem Beutel der Verschwörer und Volksfeinde füllen. Kann auch, um nicht ganz aus Kriegersgewohnheit zu scheiden, sich der

Garde eingliedern, die Frankreichs neue Gebieter schützt. Denn des Volkes ärgster, nein: einziger Feind ist die Eigenthumsbestie.

Wenn Babeuf seine Vision in Wirklichkeit zu gestalten vermocht hätte, sähe die Welt heute anders aus. Ob General Bonaparte das Ordnerhirn des neuen, gottlosen Christenkommunismus geworden, ob er als Feldherr Englands (das sein Haß in höchster Wuth noch bewunderte) vom Nil bis an den Oranjefluß, vielleicht nach Mesopotamien und an den Persergolf marschirt wäre: Frankreich hätte den Federbusch Turennes nicht mit frischem Lorber umwunden, nicht, noch einmal, Europa in den heller Jahrhunderte unwürdigen Brauch gewöhnt, auf Erobergewalt Recht zu gründen, fremdes Land und widerstrebendes Volk, wie einen geraubten Meierhof und eine hirtenlose Heerde, der vom Schwert geschaffenen Macht anzueignen. Der Plan wurde früh erwürgt; und jeder Versuch der Wiederaufnahme ist, in Ost und West, bisher mißlungen. Im Geburtjahr des ersten Geheimbundes, der die seitdem nie verklungene Losung „Land und Freiheit" ausgab, lasen die Petersburger und die von neuen Gedanken trunkenen Bewohner älterer Moskowiterstädte den Aufruf an das „Junge Rußland". Der fordert die Umwandlung des Zarenreiches in freie Vereinigte Staaten; nicht nur von Fürstengewalt, auch von Geldmacht, von jeglichem angeborenen oder erworbenen Vorrecht freie. Die Einziehung allen Besitzes, mag er der Dynastie oder Kirche, Klöstern, Grundherren, Händlern „gehören". Gleiches Recht für Männer und Frauen, um deren eheliche Verbindung weder Kirche noch Staat sich fortan kümmern dürfen. Das Volk wählt Parlamente, deren Willensmehrheit die Gubernatorien und den Staatenbund zu regiren hat; wählt alle Richter uud Landpfleger, denen die Leitung der Gemeinwirthschaft in Ackerbau, Industrie, Handwerk und Handel, die Erziehung der Kinder, die Versorgung der Alten und Kranken anzuvertrauen ist. Alle Privatrechte sollen entkräftet, alle Familienbande gelöst werden. Nur die Gesammtheit darf produziren und Handel treiben und ihr allein der Ertrag der Arbeit zufließen. Daß ein so fernes Ziel erst nach hartem Kampf, nach Zermalmung der alten Mächte zu erreichen wäre, ist den Aufrufern bewußt. „Das Schicksal will, daß unsere Heimath vor allen anderen Ländern die Grundgedanken des Sozialismus verwirkliche. Droht dem Jungen Rußland Gewalt, dann wird

es, in festem Vertrauen auf seine Kraft und auf die große Zukunft seines Reiches, das seiner Sache anhangende Volk aufrufen, mit den Aexten die zarische Partei, ohne Erbarmen die erbarmunglose Rotte, niederzuschlagen, wo es sie findet: auf breitem Markt und in der Winkelgasse, in ihren Wohnungen und auf der Dorfstraße. Wer nicht mit uns ist, Der ist wider uns, ist unser Todfeind, gegen den alle Vernichtungmittel gelten. In jedem Kampf und nach jedem Sieg sei auf Eurer Lippe der Schrei: Es lebe die demokratisch-sozialistische Republik Rußland!" Die soll sich, wie alles Gebilde des russischen Sozialismus, auf den „Mir", die Dorfgemeinde, stützen und allmählich ein Bündel freier Gemeinden (deren jede den Beitritt aller Bewohner fordern muß), eine Mir-Genossenschaft werden, in der auch die Völker des Westrandes, Polen, Litauer, Letten, sich nach ihrem Bedürfniß, ohne dem Stammeswesen fremden Zwang, einrichten können. Nicht ganz so weit zielte, um die selbe Zeit, ein anderer Aufruf an die Jugend; auch durch ihn aber weht der Athem der Revolution. „Daß wir Russen anf dem Weg der Civilisation zurückgeblieben sind, kann und muß unsere Rettung werden. Müssen wir denn die Straße Englands oder Frankreichs gehen und jede Stufe europäischer Entwickelung behutsam ersteigen, statt ein paar zu überspringen? Aus den Köpfen der Staatsrechtslehrer und Oekonomen kommen ganze Misthaufen; deutsche Lehrbücher möchten den Moder begrabener Jahrhunderte zum Gesetz der Zukunft weihen. Wenn Anderen solches Gesetz taugt: wir verwerfen es und werden uns ein neues Gesetz schaffen, das unserem Lebensinhalt, unserem den Europäern unbegreiflichen Ideal genügt." Mai 1862. Noch ists zu früh. Das Ende der Leibeigenschaft, allerlei unbestimmte Reformzusagen: mehr ist nicht zu erlangen. Doch Bakunin zaust den von Zweifeln geplagten Herzen, der ihm räth, seine revolutionären Gedanken nicht länger an die noch unreife Masse zu vergeuden, und ruft ihm zu: „Der Grundtrieb des russischen Volkes weist es in unseren Sozialismus, nicht in die Verfassungmächlerei der Liberalen noch in den Republikanismus Mazzinis. Deshalb gehört meiner Lehre die Zukunft." Dieses Ahnen schien ein Halbjahrhundert lang Trugvorstellung. Rußland hat Zeit. Jetzt erst wird die große Probe gewagt. Lenin, aus dem Kleinadelshaus der Uljanow, hat das Banner des Jungen Rußland gehoben und ist entschlossen, zu thun, was Gracchus Babeuf nur malte.

Der Blick auf den ohne Hemmung verwegenen Schüler Rousseaus lehrt dessen kräftigsten Willensvollstrecker verstehen. „Wer nicht mit mir ist, Der ist wider mich“: noch einmal wird das Jesuswort schrille Losung. Eine Constituante, die nicht dem Bolschewistenziel zustrebt, nicht den Kopfsprung in Kommunismus will, ist dem Volk feindlich, darf also nicht geduldet werden. Millionen haben die Geburtstunde dieser Versammlung, die ein dem Russenreich taugliches Grundgesetz finden soll, ersehnt, Tausende, ihr ins Leben zu helfen, geblutet. Nun stirbt sie, ehe ihre erste Sitzung geendet hat. Mit frecher, nach Wodka stinkender Rede treiben Matrosen die Abgeordneten aus dem Haus. Bis aus zuverlässigen Leuten ein Nationalkonvent gebildet ist, genügt der Rath der Volkskommissare. Lenin läßt das Land, die russische Erde vertheilen, der Kirche den Hort, den Banken jeden greifbaren Vermögenswerth, auch den ihnen in Gewahrsam anvertrauten, nehmen, Zinszahlung, Schuldtilgung, Anerkennung irgendeines Besitzrechtes verbieten; und ahndet den Widerstandsversuch, schon die leiseste Regung eines Ketzerwillens mit Tod oder Kerker. Er ist selten zu sehen, zu hören; thront, hinter dem Wall der Rothen Garde, der Hecke aus Maschinengewehren, im abgelegenen Smolny-Institut und gönnt Anderen das Gerede, Gesuchtel auf hellem Schauplatz. Beherrscht aber in der Hauptstadt noch die für Rußlands Wehenzeit wichtigsten Geister. Völlig auch, wie die letzten Wochen bewiesen, den Genossen Trotzkij. Der war im ersten Kriegsjahr nicht Leninist. Die Schrift „Der Krieg und die Internationale“ zeigt, daß er, freilich aus dem Auge des strenggläubigen Marxisten, auf die Westmächte viel freundlicher als auf die Kaiserreiche der Erdtheilsmitte blickte. „Das österreichische Ultimatum an Serbien war nach allen Angaben von dem herrschenden Deutschland genau inspirirt. Aber das demokratische Deutschland ist nicht an dem Fortbestand, sondern an dem Zerfall Oesterreich-Ungarns interessirt, der ihm zwölf Millionen kultivirter Menschen zugebracht und daneben Italiens nationale Ergänzung ermöglicht hätte. Ein selbständiges Polen, Ungarn, Böhmen und ein Balkanbund mit einem Rumänien von zehn Millionen Einwohnern wären ein mächtiger Schutzwall gegen den Zarismus. Und das Wichtigste: ein demokratisches Deutschland mit fünfundsiebenzig Millionen deutschen Stammes könnte, ohne die Hohenzollern und die herrschenden Junker, leicht sich mit Frankreich und England ver-

ständigen. Die Stimme der Geschichte sagt uns, daß der Weg zu politischem Fortschritt für Mittel- und Südost-Europa über den Zerfall der austro-ungarischen Monarchie geht. Das sozialistische Proletariat muß für Polen und Serben die Freiheit und die Vereinung mit allen Volksgenossen fordern." Ungefähr also das Kriegsziel der Curzon, Salandra, Clemenceau, Bratianu. In Lenins Nähe hat das Urtheil des Mannes sich gewandelt. Für Serbien hat, für Rumänien, dessen Gesandten er einsperren ließ, hätte der Volkskommissar nie mehr ein Wort gesprochen. Der schätzt die Republiken nicht höher als die Monarchien, höhnt Civilisten und Militaristen, sieht in jeder Kapitalistengesellschaft den Urfeind der Menschheit und hat den Westmächten kein erdenkliches Aergerniß erspart. Noch ist er Lenins Gesell. Und bereitet, mit dem Meister, die größte Revolution, die auf unserer Erde je versucht ward. Doch Rußland hat den Tatareneinbruch, den Reichszerfall, die furchtbare Zerrüttung am Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts überstanden, rasch sich von der Wirrniß erholt, die Fjodor Iwanowitsch, der Falsche Dmitrij, der Polenvorstoß nach Moskau ihm schufen, und war ein Jahr nach Bonapartes Herrschaft im Kreml in neuer Wehr auf dem Rächerfeldzug. Rußland wird, vielleicht erst nach grausen Kämpfen, auch mit dem Leninismus fertig. Und gießt im Sturm wohl gar sich die Staatsform.

Gefährten im Leid?

Aesopische Weisheit, die des Neides Macht über die Menschen erkannt hat, lehrt, der Darbende finde in der Entbehrung Anderer kräftigenden Trost. Noch heute scheint das Wort wahr zu sein; sonst würde nicht Jeder, dem noch irgendwelche Umblicksmöglichkeit zugetraut wird, mit der Frage berannt, wie es in Feindesland um die Volksernährung stehe. Was ich erkunden konnte, will ich berichten. Im Dezember hatte Herr Victor Boret, Frankreichs Lebensmittel-Minister, die Bürger und Bürgerinnen der Republik ersucht, den Verbrauch einzuschränken, und, zunächst, allen Theeschänkern, von den feinsten des Opernviertels bis zu den kleinsten der Vorstadt, verboten, dem Gast Kuchen, Pastetchen, Biscuit und andere Leckerei aufzutischen. Die Wirkung des Verbotes wurde im „Matin" geschildert. Um Fünf, die Ritualstunde, bestellt in einer pariser Luxusschänke (Ritz oder einer ähnlichen)

der Reporter Thee. Giebts nicht. Aber ringsum in dem dicht gefüllten Saal trinken ja die Leute. Nein; sie essen. „Wir dürfen nicht Thee ohne Speise bringen. Wünscht der Herr eine schöne Scheibe Roastbeef?“ Meinetwegen. Theemaschine, Brot, Butter, Fleisch. Den Preis mag sich vorstellen, wer sich erinnert, daß an solcher Stätte schon in Friedenszeit für Thee und Kuchen zwischen fünf und acht Francs zu zahlen war. In einem weniger üppigen Theeschank fragt die Bedienerin lächelnd den Besteller, was er als Zuspeise wünsche. Brot, Butter, harte Eier, Sandwiches, gekochte Früchte, Schinken, kalten Braten? Sonst nichts? „Nein, Herr; anderen Ersatz der verbotenen Konditorwaaren haben wir heute nicht; dieser Herr Boret darf sich sagen, daß er uns das Leben recht sauer macht.“ Und muß man, um ein Bischen Thee zu bekommen, alles Aufgezählte mitkaufen? Durchaus nicht; ein paar harte Eier und ein Stück Kalbsbraten: schon damit ists zu machen. Mitleidige Blicke der an den Nachbartischen Schmausenden streifen den armen Teufel, der, zwei Stunden vor der Hauptmahlzeit, sich mit so schmaler Kost bescheiden muß. Dritter Versuch. In der Rue Royale, die der zu Maxims pilgernde Deutsche einst mit frommem Schauder betrat, bringt der Barman, noch vor der Bestellung, eine Tasse Thee und geröstetes Brot. Nebenan aber wird Kuchen gegessen; ein ganzes Gebirg süßen Kleinzeugs durchknabbert. Bringen Sie mir auch davon! „Bedaure. Verboten. Die Damen habens selbst mitgebracht. Wenn der Herr sich in den Konditorladen bemühen will, gleich die nächste Thür ...“ Gut, daß mans weiß; wenn ich wiederkomme, werde ich dran denken. Auf der Straße sagt der Reporter sich, nach einer Woche solcher „Einschränkung“ wäre sein Magen von Ueberfütterung krank. Doch der fetten Zeit naht auch im fruchtbaren Frankreich der Abend. In der letzten Januarwoche wurde Gervaise Hervé, der Liebling beider Fronten, ausersehen, das Gemüth der vorn und der hinten Kämpfenden auf das Verhängniß der Brotkarte vorzubereiten. Diesmal, schrieb er, „kommt sie. Sollte schon im November kommen. Eines schönen Tages aber hieß es, sie sei vertagt, weil wir uns so sparsam, so eng eingeschränkt hätten; wenn wir weiter so vernünftig blieben, werde sie, vielleicht, gar nicht nöthig werden. Diese Begründung erheiterte Jeden, der wußte, daß nach der ersten Drohung mit der Karte fast alle Hausfrauen überall Brot einge-

hamstert, jedes in Scheiben geschnitten, geröstet und so einen Nothvorrath gehäuft hatten. Der Minister für Ackerbau und Ernährungwesen war wohl mit seiner Statistik und mit dem Kartendruck noch nicht fertig. Jetzt hat er, was er braucht: und vom neunundzwanzigsten Januar 1918 an muß Paris, das dem Land ein gutes Beispiel geben soll, sich an die Karte gewöhnen. Jeder, Mann, Weib, Kind, erhält täglich dreihundert Gramm Brot; für die mit schwerer Körperarbeit Belasteten wird wohl etwas mehr abfallen. Wir brauchen eben für die Frühjahrsaussaat mehr Getreide, als man vermuthet hatte. Einerlei. Wir wissen, daß die Verordnung nicht aus dem Wunsch kommt, uns zu ärgern, sondern die unvermeidliche Folge der (überall und besonders bei uns) schlechten Ernte ist. Der Franzos ist zu gescheit, um nicht zu begreifen, daß der Ernteertrag, der schon in Friedenszeit, trotz harter Arbeit jedes Bauers, dem Verbrauch nicht genügte, heute, wo alle rüstigen Landleute, seit zweiundvierzig Monaten schon, in den Gräben sind und Hunderttausende im Schoß unserer guten Erde schlafen, unzulänglich sein muß. Die Tonnage wird schmal, manches mit Lebensmitteln befrachtete Schiff wird versenkt, den Ueberschuß der Vereinigten Staaten, Argentiniens, Indiens müssen wir mit unseren englischen und italischen Genossen theilen: Frankreichs vernünftiges Volk begreift, daß die ganze Welt sich jetzt einschränken muß. Die nächste Ernte wird uns mehr als die vorige bringen, denn die Engländer haben uns wieder ein Frontstück abgenommen und die Heimberufung der Jahresklassen 90 und 91 ermöglicht; die dem Landbau zurückgewonnenen Arme werden Hunderttausende von Hektaren, die brach lagen, wieder besäen und den Ernteertrag um ein paar Millionen Doppelcentner erhöhen. Aber: wir müssen bis zum ersten August 1918 auskommen. Unsere Seele hat seit dem Kriegsausbruch sehr gelitten; was unser Außenleben entbehren mußte, war bisher kaum der Rede werth. Wäre Frankreichs Erde nicht so wunderbar reich und hätten nicht ganze Geschlechter fleißiger und sparsamer Franzosen solche Schätze gespeichert: wir könnten nicht leben, wie wir bis heute gelebt haben. Briten und Amerikaner sehen mit Staunen, wie gut es uns geht; und Manchem ists Aergerniß. Das reiche England, das reiche Amerika schränkt sich enger ein; keiner unserer Bundesgenossen hat den Lebenszuschnitt so wenig geändert wie wir; kein neutrales Land hats noch so bequem.

Deutschland, das seit fast drei Jahren auf das Kartensystem angewiesen ist, erträgt die bitteren Folgen der Absperrung mit bewundernswerther Tapferkeit; seine Willensstärke, sein Patriotismus gebietet höchste Achtung und müßte Denen als Vorbild gezeigt werden, die uns mit Quengelei und unzeitgemäßem Gestöhn langweilen. Unsere Landsleute in den besetzten Provinzen und die Belgier, die auch der Preußenstiefel tritt, leiden längst arge Noth; tragen sie aber standhaft, lächeln, aufrecht, dem Feind ins Gesicht und fürchten nur Eins: daß wir, wie Rußland, den Abhang hinabgleiten und die Sicherheit des Sieges, der Rache aus der Hand verlieren. Wenn, im belagerten Paris, unsere Väter, neben all den Dingen, die wir in reichlicher Menge haben, täglich dreihundert Gramm so schmackhaften Brotes erhalten hätten, wäre den Preußen die Zeit bis zur Kapitulation lang geworden. Und wenn wir nicht ohne Murren, fröhlich sogar die Brotkarte hinnähmen, wären wir unwürdig des Sieges, der naht." (La Victoire.) Paris, das, in Dantons Tagen, die Brotkarte erfand, sieht jetzt nur den Versuch der Wiederaufnahme, die Generalprobe, deren Ergebniß bestimmen wird, in welches Kartensystem vom ersten Märztag an alle Bewohner der Republik sich bequemen müssen. Landwein, von dem die Literkanne vor dem Krieg einen halben Franc kostete, ist auf anderthalb gestiegen; dem aus dünnem Beutel Wirthschaftenden ersetzt ihn Obstwein und Bier. Das Pfund Ochsenfleisch kostet 2 Mark 80; Kalbscotelette und Schweinsrücken 2,40; Hammel 2 Mark. In den pariser Markthallen wurden 1913 in den ersten acht Monaten 73, in den selben Monaten des Jahres 1917 nur 54 Millionen Kilo Fleisch verkauft. Der Kartoffelverbrauch hat sich, nur in den Hallen, um fast eine Million Kilo erhöht. Die Eiereinfuhr nach Paris sank um 637574 Kilo; tausend Eier kosteten 1913 in den Hallen 80, kosten jetzt dort 169 Mark. Das Pfund Butter kostet 2,50; Preissteigerung seit 1913 ungefähr 50, Einfuhrabnahme 40 Prozent. Der Margarineverbrauch hat sich verdoppelt; das Pfund kostet 1,65. Feiner Käse, Camembert, Brie, Gruyère, ist um ungefähr 250 Prozent theurer geworden. Das Pfund Huhnfleisch kostet 2 Mark, Kaninchenfleisch 1,70. Im Jahr 1917 aß Paris 16 Millionen Austern; fast 2½ Millionen mehr als 1913. Die Kaffeebörse ist geschlossen und jeder Händler zur Anmeldung seines Vorrathes

verpflichtet; noch für achtzehn Monate aber soll Frankreichs ganzer Bedarf gedeckt, irgendwelche Einschränkung unnöthig sein und die Regirung warnt deshalb vor neuer Befrachtung der Schiffe mit Kaffeesäcken. (Le Petit Parisien.) Ueber die neue Luxussteuer (10 Prozent) stöhnt auch mancher Speisewirth. „Vignon, das Café Anglais, die Maison Dorée sind verschwunden. Unser Gewerbe hängt nur noch an einem Fädchen. Den kann die neue Steuer zerschneiden. Ich habe 900 Francs Tageskosten. Mein Erster Koch, der 1914 für den Monat 350 erhielt, fordert jetzt 1000. Ein Dutzend Servietten kostete früher 25, kostet jetzt 120 Francs. Für ein Huhn zahle ich 24, für die zur Bereitung nöthige Butter und Sahne 5 Francs; was bleibt mir, ders dem Gast für 40 giebt? Früher rettete uns die ‚große‘, preislose Speisenkarte und der Wein. Jetzt trinkt die Hälfte der Gäste Mineralwasser. Ich hatte das Geschäft, weil ichs meinem Sohn, der seit Kriegsanfang im Schützengraben liegt, vererben möchte; weil ich Patriot bin und den alten Ruhm der pariser Küche wahren will. Mit dem Luxusrestaurant verlören wir einen Zins tragenden Schatz, der Fremde herlockte und um den Berlin uns beneidete.“ (Le Journal.)

Seit dem fünfundzwanzigsten Januar hat auch England zwei Wochentage, an denen es nicht Fleisch kaufen, auf sichtbarem Platz nur Fisch und Geflügel essen darf. Von fünf bis nach zehn Uhr früh darf keine Wirthschaft Fleisch auftischen. Milch als ungemischtes Getränk stets nur Kindern unter zehn Jahren. Brot- und Fettstoffmengen sind vorgeschrieben. Wer im Hotel, Klub, Kosthaus gezuckerten Trank schlürfen will, muß sich den Zucker selbst mitbringen. Der Leiter des Lebensmittelamtes hat in Newport gesagt, der Gesundheitstand und die Ziffer der Kindersterblichkeit sei günstiger als vor dem Krieg; im letzten Halbjahr habe die Zahl der Milchkühe sich um 3 Prozent, die der Schweine um eine halbe Million erhöht; der Stand anderer Viehartenn sei um 15 Prozent unter dem von 1913. Korn sei, wegen der schlechten Ernten in Frankreich und Italien, knapper, zu Angst aber kein Grund. An den amerikanischen Kollegen hat er telegraphirt: „Wenn Sie, außer dem uns und Kanada schon Gelieferten, mir nicht noch 75 Millionen Scheffel Brotgetreide schicken, kann ich nicht dafür bürgen, daß wir alles zu siegreicher Beendung des Krieges Nothwendige haben.“ Präsident Wilson hat deshalb die Bürger der Ver-

einigten Staaten ermahnt, durch engere Einschränkung den Bedarf der Bundesgenossen zu sichern. Zweimal in jeder Woche könne Jeder ohne Verbrauch von Brotgetreide auskommen; Reis, Gemüse, Kartoffeln, Gerste bieten zulänglichen Ersatz. An einem Wochentag sei auch Fleisch leicht zu entbehren. Sonnabend solle nirgends Schweinefleisch auf den Tisch kommen. Zucker bis in den Herbst sparsam verbraucht werden. Was der Körper fordere, müsse und könne er haben; doch nicht mehr. „Ich rechne auf unsere große Frauengemeinde, die mit so frohem Eifer das Streben des Nährmittelamtes unterstützt. Sie wird dafür sorgen, daß sinnlose Verschwendung gemieden und die Ernährung in den Schranken gehalten wird, in denen das unseren Genossen Nöthige erspart werden kann." So schmal wie in Europa wirds drüben fürs Erste nicht werden. Aber ein englisches Hotel oder Boardinghouse ohne Fleisch beim Breakfast, unter dem Zwang, den Nachmittagstheegästen nicht mehr Brot oder Cake zu geben, als aus anderthalb Unzen Mehl zu backen ist: da droht Weltuntergang. Und die Gerichte spaßen nicht. Sogar die Alte Jungfer, die, in Dover, ihre vierzehn Hündchen mit Milch und Semmel päppelte, hat das Verbrechen mit der Hingabe einer Fünfpfundnote gesühnt.

Stimmen der Feinde.

Vicomte Motono, Japans Minister für Auswärtiges, hat im Parlament eine Rede gehalten, in der mancher Satz merkenswerth ist. „Die Grundmauer unserer internationalen Politik ist das Bündniß mit Großbritanien. Diese Mauer wird von Jahr zu Jahr fester vermörtelt. Die Herzlichkeit unseres Verhältnisses zu England war der Hauptgrund, der uns zu Eingriff in den Krieg bestimmte; und wir haben seitdem mit aller Kraft den Genossen unterstützt. Niemand weiß noch, wie nach dem Krieg die Welt aussehen wird. So lange aber Japan und Britanien gemeinsame Interessen in Asien haben, werden die Völker und die Regirungen beider Länder die Nothwendigkeit ihres ehrlichen Bundes begreifen; wird er, nach meiner festen Ueberzeugung, unserem Handeln die Richtlinien vorzeichnen. In den Innenkampf chinesischer Meinungen werden wir uns nicht einmischen; aber jede haltbare Regirung, die unserem Interesse nicht zuwiderhandelt, in China anerkennen und ihr, welcher Partei sie auch zugehöre, gern Bei-

stand leisten. Aufrichtig freuen wir, Alle, uns der Besserung des Verhältnisses zu China. Besonders wichtig dünkt mich die Thatsache, daß unser Nachbar im August 1917 dem Deutschen Reich, dessen Machtzuwachs unseren Erdtheil mit der größten Gefahr bedrohte, den Krieg erklärt hat. Alle an den Ufern des Stillen Ozeans interessirten Mächte erkennen die Gefahr. Deshalb mußte Japan die Deutschen aus Tsingtau jagen; mußte China unsere Sache zu seiner machen. Für den Entschluß zur Kriegserklärung verdient es den Dank aller Japaner. Zu demselben Entschluß hat im vorigen Jahr eine Sondergesandtschaft den Vereinigten Staaten von Amerika unseren Glückwunsch gebracht; und sie hat zugleich offen alle Möglichkeiten gemeinsamen Handelns im Europäerkrieg erörtert. Ueber diese Wehrgemeinschaft und über den ganzen Kreis der China berührenden Fragen haben wir uns bis ins Einzelne rückhaltlos verständigt. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat anerkannt, daß wir besondere Interessen an und in China haben, doch nicht daran denken, die Unabhängigkeit dieses Reiches anzutasten noch sein Gebiet zu schmälern. Das Ergebniß der washingtoner Verhandlung ist durch den Austausch offizieller Noten bekräftigt worden. Das Mißtrauen, das, wie jetzt erweislich ist, von unseren Feinden in Amerika geschaffen und genährt wurde, ist nun ausgejätet, unser wahres Wollen drüben erkannt und der Nutzen dieser Verständigung, dieses Freundschaftverhältnisses garnicht hoch genug zu schätzen. In Rußland haben die Zustandsbilder rasch gewechselt. Die neue Regirung hat sich mit unseren Feinden in Waffenstillstand geeinigt, scheint zu Sonderfriedensschluß bereit; doch die Nachrichten, die von dort kommen, widersprechen einander oft, Klarheit ist nicht zu erlangen und deshalb jeder Beschluß, den wir fassen könnten, mit bedachtsamster Vorsicht zu wägen. Wir können einstweilen nur wünschen, daß Rußland, dem wir uns befreundet fühlen, sich eine haltbare, starke Regirung schaffe und neben der Ehre und dem Ansehen seines Reiches auch das Interesse seiner Bundesgenossen wahre. Noch ist der Tag allgemeinen Friedensschlusses nicht absehbar. Allzu breit ist noch die Kluft zwischen den Bedingungen unserer Freunde und denen des Feindes. Uns wehrt der Inhalt des anglo-japanischen Bündnisses und der Londoner Vertrag vom fünften September 1914 jeden Sonderfriedensschluß. Wir sind verpflichtet,

über die vom Feind vorgeschlagenen Bedingungen uns zu verständigen. Von keinem unserer Bundesgenossen sind irgendwelche Vorschläge an uns gelangt und wir glauben auch nicht, daß die Stunde zu endgiltigem Verhandlungbeschluß schon geschlagen hat. Wir werden thun, was die Pflicht uns befiehlt; werden mit aller Kraft den Bundesgenossen helfen, Alles, was Ehre und Sicherheit in der nächsten Stunde von uns fordern kann, vorbereiten und, in dem klaren Bewußsein, daß die ganze Verantwortlichkeit für die Ruhe Ostasiens auf uns lastet, kein Opfer, wie schwer es immer werde, scheuen, das der Welt haltbaren Frieden verheißt."

Den will auch Lord Lansdowne, der Erste Gentleman des Vereinigten Königreiches. „Uns gilt, meinen Freunden und mir, die Ehre der Heimath nicht weniger als irgendeinem Lärmmacher, der gegen uns schreit. Aber wir sehen, was ist. Wir sehen gerade unter den besten Männern dieses Landes Manchen, der noch nicht begreift, warum der Krieg fortgeführt werden muß; doch nicht Einen, der, wenn er die Nothwendigkeit erkannt hat, nicht alle Kräfte in den Dienst unserer gerechten Sache stellen wird. Mit der Regirung bin ich durchaus nicht unzufrieden; die ungeheuren Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hat, kann ich ermessen. Wir sind, uns zu Heil, in diesem Krieg nicht einsam, müssen an unsere Gefährten denken und waren, vor neuen, plötzlich auftauchenden Thatsachen, in schnelle Entschlüsse gezwungen. Wir durften uns neuer Pflicht nicht entziehen, uns geschenktes Vertrauen nicht mißbrauchen; und ich weiß, daß ich Ihre Ueberzeugung ausdrücke, wenn ich sage: Ohne Wank müssen wir bis ans Ende neben den Bundesgenossen stehen, die so rühmlich für die gemeinsame Sache fechten. Mit dem Premierminister, dessen Rede vom achtzehnten Januar ich billige, bin ich auch in der Meinung einig, daß wir die Ziele des Krieges noch einmal beleuchten und als solche zeigen müssen, für die alle vernünftigen Patrioten in Großbritanien und den verbündeten Ländern sich begeistern können. Wie hart auch der Krieg werde: wir sind entschlossen, ihn zu führen, bis ehrlicher Friede wird. Alles aber, was diesen Frieden beschleunigen kann, muß versucht werden. Nirgends sehe ich einen zu Urtheil Berufenen, der nahe Entscheidung durch einen zerschmetternden Sieg verspricht. Und ein Krieg, dessen Ende nur von der Zermorschung des Feindes zu hoffen ist, kann sehr lange

dauern. Brauche ich aufzuzählen, was er an Leid und Noth, an Schuldlast und Seuchen der ganzen civilisirten Welt bringen müßte? Das einzige Heilmittel erblicke ich in einem Bund aller Mächte, aller Völker, deren jedes das Recht freier Selbstbestimmung haben muß und die sämmtlich bereit sind, jeden Streitfall dem internationalen Gerichtshof zu Entscheidung vorzulegen und gegen jede von dem Schiedsvertrag abtrünnige Macht Gewalt anzuwenden. Deutschlands Eintritt in das Gehäuse solchen Paktes würde die Abkehr von dem preußischen Militarismus bedeuten. Ja, kann mir Einer antworten, Du greifst nach dem Mond! Du verlangst, was unerlangbar ist. Er kann mir die Rede des Grafen Hertling entgegenhalten. Die hat auch mich bitter enttäuscht. Ihr Ton ist drohend, zeigt keinen Willen zu Nachgiebigkeit. Aber ich neige in den Glauben, daß auch da Rabat zu erhalten, Allerlei abzuziehen sein wird. Die Rede des Grafen Czernin giebt viel mehr Hoffnung auf Verständigung. Doch wichtiger als die Minister sind mir die Völker, mit denen diese Minister schließlich ja rechnen müssen. Herr Lloyd George hat in dem Gespräch mit den Gewerkschaften sehr richtig gesagt, jede politische Gemeinde müsse in den Kriegszielfragen so auf ihre Regirung einwirken, daß deren Meinung mählich der Ausdruck des allgemein giltigen Urtheils wird. Das scheint mir ein Grundsatz gesunder Demokratie. Und auf beiden Seiten muß, natürlich, alles zur Aufklärung der Volksmasse Wirksame gethan werden. Die Völker müssen wissen, was ist und wie es wurde. Das deutsche Volk ist das Opfer bewußter Täuscherkunst. Ihm sind weder die Gründe genannt worden, die Deutschland in das Unternehmen des Krieges trieben, noch die Gründe, die uns Verbündeten die Fortsetzung des Krieges aufzwingen. Auch unser Volk bedarf noch gründlicherer Aufklärung. Wenn Sie, als Vertreter der Presse, dafür sorgen, stärken Sie unsere Regirung. Wir wünschen redlichen Frieden, der, in gerechtem Gleichmaß, überall den entstandenen Schaden tilgt, Allen Sicherheit verbürgt und jeden neuen oder noch nicht geschlichteten Streitfall dem Völkergericht, im Sinn des Präsidenten Wilson, unterbreitet. Und wir wünschen, daß die Regirung auf dem Weg an ihre und unsere Ziele keine Anstrengung, auch die äußerste nicht, scheue und keinen Seitenpfad, auch den noch nie betretenen nicht, meide, wenn davon eine Abkürzung der Kriegs-

dauer zu erhoffen ist." Erster Gentleman des Vereinigten Königreiches, Hochtory, Peer von England: und für das Selbstbestimmungrecht freier, zu Schutz und Schiedsgericht international vereinter Völker und für die Grundsätze gesunder Demokratie.

Ueber die unselige, kaum in ein paar Sätzchen haltbare Januarrede des Grafen Herling ist das Urtheil der Politiker, draußen und drinnen, von den Tories bis zu den Bolschewiki und zu Frankreichs Zimmerwäldlern, so einstimmig, daß die sorgsamste Wiedergabe der Antworten nichts einer Polyphonie Aehnelndes erreichen könnte. Wichtig sind immerhin die Hauptsätze des „Temps", aus denen wohl die Meinung der Herren Cambon und Pichon zu erkunden ist. „Die Grafen Hertling und Czernin nahmen, als sie sich zu Reden entschlossen, nie zuvor gekannte Verantwortunglast auf sich. Die von ihnen geführten Völker wollen Frieden. Die Minister konnten zwischen diesem Volkswunsch und dem Gelärm der nach Annexionen Lüsternen wählen. Ihre Reden lehren uns, wie sie gewählt haben, und belasten sie mit schwerer Verantwortlichkeit. Da der beglaubigte Wortlaut uns noch nicht vorliegt, wagen wir nur kurzen, noch nicht endgiltigen Kommentar. In der Stunde, die unzählige Menschenleben gefährdet, kann jeder ins Weite geschickte Satz der Vorwand zu ernstem Entschluß werden. Muß noch mehr Blut fließen: nicht die Sprache unserer Bundesgenossenschaft soll mit bedrohlicher Zweideutigkeit oder mit unverschämter Herausforderung den Weg in Frieden gesperrt haben. Trotzdem in der Kölnischen Zeitung gesagt worden war, jeder Deutsche, der warmes Blut in den Adern habe, müsse die Botschaft des Amerikaners wie eine Ohrfeige empfinden, hat, nach zweiwöchiger Ueberlegung, der Kanzler dem Präsidenten Wilson, Punkt vor Punkt, geantwortet und am Schluß der Rede unsere Mächtegruppe zu Replik aufgefordert. Was ihm in dem amerikanischen Programm irgendwie zu Deutschlands Vortheil deutbar scheint, nimmt er an; alles Andere verwirft er oder sucht zu umgehen. Er möchte den Glauben schaffen, daß Deutschland mit seinen drei Genossen diplomatisch eine Front habe, und möchte in unserem Lager einander widersprechende Wünsche erwirken und mit jedem Genossen unseres Bundes einzeln verhandeln. So kümmerliche Geschicklichkeit will das gewaltige Drama meistern, das vom Schicksal der Menschheit handelt. Diese Künste wird man bis

ins Kleinste studiren können, wenn die Rede im Wortlaut vorliegt; schon jetzt aber bezweifeln wir, daß dieses Studium der deutschen Diplomatie einen besseren Ruf und eine Vertrauensmehrung eintragen wird. Das Hauptstreben des Grafen Hertling scheint, die elsaß-lothringische Frage aus Wilsons Programm zu lösen. Hartnäckig wiederholt er, das Gebiet des Deutschen Reiches sei unantastbar; fühlt aber selbst, daß diese Behauptung nicht genügt, und sucht in der Geschichte ‚Gründe‘. Das bedauern wir nicht: denn gerade in diesem Boden wurzelt das Recht der Elsaß-Lothringer und der anderen Franzosen besonders fest. Der Kanzler erinnert an die Tatsache, daß der Elsaß und Lothringen dem alten Deutschen Reich angehörten. Er hätte auch an die Worte seines Kaisers erinnern können, der, als er den Kronprinzen der Universität Bonn anvertraute, sprach: ‚Warum zerfiel das Deutsche Reich? Weil es nicht auf den nationalen Gedanken gegründet war.‘ Im Licht dieses richtigen Urtheils konnte Graf Hertling den Hörern beweisen, wie werthlos die (strittigen) Rechtsansprüche des alten Deutschen Reiches in der modernen Welt sind, die das Recht jeder Nation anerkennt. Er konnte an die Thatsachen erinnern, daß Metz stets französisch sprach, daß Mülhausen aus freiem Willen sich an Frankreich hingab, daß General Rapp in Colmar und die Marseillaise in Straßburg geboren wurde. Doch ihm paßte besser, das Zeugniß Carlyles anzurufen, der gegen das besiegte Frankreich ungerecht war. Sollte ein so erfahrener Parlamentarier niemals die Akten des Britenparlamentes durchblättert, nie den Antrag gelesen haben, der, am siebenzehnten Februar 1871, forderte, man solle der Französischen Republik nicht Friedensbedingungen aufdrängen, die ihre Unabhängigkeit und die Ruhe Europas gefährden? Sieben Redner empfahlen den Antrag und Premierminister Gladstone deutete an, daß er zu Vermittelung bereit sein werde, wenn von den Parteien der Wunsch an ihn käme. Graf Hertling betont, daß die Nationalversammlung, am zweiten März 1871, den Präliminarfrieden annahm: und weiß doch, weshalb sie nicht einmal die Erörterung aufschieben durfte. Bismarck hatte den Dritten Artikel so gefaßt, daß erst nach dem Spruch der Nationalversammlung die deutschen Truppen Paris ganz räumen sollten. Und da Graf Hertling an Bordeaux, den Ort der Nationalversammlung, dachte: warum erwähn-

te er nicht den mächtigen Protest, den, im Namen der elsassischen und lothringische Abgeordnete Herr Keller dort verlas, noch die von Victor Hugo, Louis Blanc, Edgar Quinet, Floquet, Clemenceau, Brisson, Sadi Carnot und Anderen unterzeichnete Antwort, die den Elsassern und Lothringern gelobte, daß die Republik sie immer als ihre Söhne betrachten, immer ihre Wiederkehr in den Staatsverband der Heimath fordern werde? Auch im Deutschen Reichstag haben die von Elsaß-Lothringen Abgeordneten laut protestirt; ihr Sprecher, Herr Eduard Teutsch, verlas eine Erklärung, die sagte: ‚Unser Herz fühlt sich von unwiderstehlicher Gewalt zu unserem französischen Vaterland hingezogen. Zwei Jahrhunderte gemeinsamen Erlebnisses und Empfindens knüpfen zwischen den Gliedern einer Familie ein heiliges, durch Gewaltthat sicher nicht zu zerschneidendes Band.‘ Daß dieses Band fest sei, hat Bismarck selbst erkannt. Graf Hertling ist nicht einmal bereit, die völlige, schrankenlose Freiheit Belgiens wiederherzustellen und in Gemeinschaft mit den anderen Völkern zu erwägen, wie den Polen, Litauern, Letten das Selbstbestimmungrecht zu wahren sei. Ueber Belgiens Zukunft läßt er bedrohlichen Zweifel schweben, weigert den Westmächten jede Auskunft über die Ostfront, fordert Bagdad zurück, verspricht nicht einmal die bedingungslose Räumung des in Frankreich besetzten Gebietes. Deutlicher konnte nicht erwiesen werden, daß die elsaß-lothringische Frage durchaus nicht, wie Herr von Kühlmann im Oktober behauptete, das einzige Friedenshinderniß ist. Sie ist nur das sichtbarste Symbol der schroffen Selbstherrlichkeit des deutschen Imperialismus.“

Als der Wortlaut der Rede in Frankreich bekannt war, rief Hervé: „Sie ist hochmüthig, grob, brutal, mit bewußter Heftigkeit alldeutsch und wirft den Harmlosen, die meinten, das kaiserliche Deutschland sei in Vernunft zurückzuführen, die Thür vor der Nase zu. Wir hören sogar die offene Drohung, uns noch härtere Bedingungen aufzuzwingen, wenn unser Eigensinn sich erdreiste, den Krieg fortzusetzen. Die Deutschen haben die Russen besiegt, zwei Drittel von Rumänien, fast das ganze Serbien und Belgien besetzt, stehen in Norditalien und Nordfrankreich: und ihr Dünkel ist nun so frech wie Napoleons, ehe sein Heer eine beträchtliche Niederlage erlitten hatte.“ Der Diplomat des „Temps“ zügelt den Zorn straffer; will ihn aber nicht verbergen. „Graf Hertling scheint

in der Vergangenheit neuen Vorwand zu Streit Deutschlands mit der Entente gesucht zu haben; nur dadurch ist die Häufung unwahrer Angaben zu erklären. Die Einführung dreijähriger Dienstpflicht soll beweisen, daß wir Deutschland angreifen wollten: und doch ist allgemein bekannt, daß unser (am sechsten März 1913 eingebrachtes, am siebenten August angenommenes) Dreijahre-Gesetz nur die Antwort auf die gewaltige Wehrstärkung war, die der Reichstag am dreißigsten Juni in dritter Lesung bewilligt hat. Der Kanzler behauptet, in der Kriegszeit seien ‚Offensivabmachungen' der jetzt Verbündeten ans Licht gelangt. Wir fordern ihn auf, auch nur ein Abkommen anzuführen, das, in irgendwelcher Form, vor dem August 1914 einen Angriffkrieg gegen Deutschland vorbereiten konnte. Elsaß und Lothringen sollen 1789 ‚französische Provinzen' geworden sein. Diese Art, Geschichte zu schreiben, ist neu. Und wie hieß denn der erste deutsche Monarch, der nicht nur unser damals unbestrittenes Recht auf den Elsaß und Lothringen, sondern auch auf das auf Belgien und auf die Besetzung des preußischen Gebietes am linken Rheinufer anerkannte? Wars nicht Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen, für den Hardenberg, einer der berühmtesten preußischen Staatsmänner, sprach? In den Archiven der Wilhelmstraße liegt wohl auch der geheime Zusatzvertrag vom siebenzehnten Mai 1795; darin verpflichtet der König von Preußen sich, ‚das Kurfürstenthum Hannover in Beschlag zu nehmen, um die Französische Republik wirksamer vor feindsäligem Unternehmen der hannoverischen Regirung schützen zu können.' Die Rede des Kanzlers klingt, von vorn bis hinten, unwahrhaftig und verräth das Planen neuer Arglist. Der Reichstagsbeschluß vom neunzehnten Juli gilt nicht mehr. Die Reden der Lloyd George und Wilson waren von dem Streben nach Frieden gestimmt. Graf Hertling will Krieg und Eroberung, droht dem Verbündeten, spricht zu ihnen wie zu Besiegten und schließt mit dem Satz: ‚Der Sieg wird unser sein.' Wir hatten unser Urtheil vertagt. Jetzt kann es, da Klarheit geworden ist, gesprochen werden." Auch von dem Obersten Kriegsrath der vier Westreiche, der, nach sieben Plenarsitzungen in Versailles, dem Erdkreis ankündet: „Trotz sorgsamster Durchforschung haben wir in den Reden der Grafen Hertling und Czernin nicht die kleinste Annäherung an die bescheidenen Friedensbedingungen unseres Bundes zu finden ver-

mocht. Unsere Ueberzeugung wurde noch dadurch gestärkt, daß die Verhandlung in Brest-Litowsk, hinter dem vorgeschobenen Idealismus, die Absicht der Centralmächte auf Eroberung und Landraub deutlich erkennen ließ. Unter diesen Umständen mußte der Oberste Kriegsrath sich zunächst in die Pflicht schränken, der Fortführung des Krieges den höchsten Kraftaufwand und die engste, wirksamste Arbeitgemeinschaft zu sichern. Der Kampf muß währen, bis ein Sinneswandel der feindlichen Regirungen und Völker einen Friedensschluß hoffen läßt, der die Verbündeten nicht nöthigt, einem starren, immer zu Angriff bereiten Militarismus all die Grundsätze zu opfern, deren Triumph sie wollen: Freiheit Gerechtigkeit, Ehrfurcht vor Völkerrecht." Die Vereinigten Staaten waren in Versailles nur durch zwei Generale vertreten; und die Botschaft, die Präsident Wilson am elften Januar dem Kongreß vorlas, zeigt, daß er sich den Kriegsrath nicht als Vormund bestellt hat.

Traue frohem Tagesblick!

Am elften Februarmittag wehten von vielen Deutschenhäusern Fahnen. Auch mit Rußland, hieß es, ist nun, wie vorgestern mit der Ukraina, Friede geschlossen. Ueberallhin tra-, in Stadthäuser, Schulen, Lazarete, die Jubelpost gelangt; und der Widerhall, der sie umtönte, konnte Zweifler lehren, wie klein, trotz dem Marktgelärm, die Schaar der Eroberungsüchtigen, wie groß das Heer der nach würdigem Frieden Langenden ist. Konnte das Gerücht Wahrheit melden? „Der Vorsitzende der russischen Delegation theilte heute mit, daß Rußland, unter Verzicht auf die Unterzeichnung eines formellen Friedensvertrages, den Kriegszustand mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien für beendet erklärt und gleichzeitig Befehl zur völligen Demobilisirung der russischen Streitkräfte an allen Fronten ertheilt." So stands, mit einem langen, wirren Nachsatz, in allen Zeitungen; nicht unter dem Schirm der Amtsflagge, doch an der Stirn aller Abendblätter in gleichem Wortlaut. Mein Glaube, daß die „Verlautbarungen" dieser Sorte von gefangenen, nur mit der deutschen Sprache noch kämpfenden Ausländern gefertigt werden, kann nicht trügen. Auch der Inbegriff des aus dem litauischen Brest datirten Schachtelsatzes nicht? Hat die Kaiserliche Regirung ihrer Deutung des jedem Volksstamm zuerkannten Selbstbestimmung-

rechtes entsagt, dann hat sie als Entgelt sicher die „Unterzeichnung des Friedensvertrages“ (den nur ein Irrer oder ein Windmacher „formell“ schimpfen wird) gefordert und durchgedrückt. Steht sie, die insgeheim mit einer dick aufgeschwollenen Ukrainerrepublik Frieden und Freundschaft vereinbart und Unterschriften ausgetauscht hat, noch auf dem Beschluß, auch die Westrandländer von dem Russenreich abzutrennen, dann wissen die dreisten Herren Lenin und Trotzkij, warum sie den Entwurf solches Vertrages, des schlechtesten, der selbst unter Albendruck zu erträumen war, nicht erst versuchten. Dann hat am Zehnten Genosse Trotzkij ungefähr wohl gesprochen, wie er „zu Allen“, nur Deutschen unhörbar, seit dem ersten Aufschub der Verhandlung manchmal schon sprach. „Mit einer auf Militarismus und Kapitalismus gestützten Autokratie können wir uns nicht verständigen. Wir wollen Weltrevolution und haben alles zu heller Beleuchtung unserer Willensziele hier Mögliche gethan. Die Mißwirthschaft des Zarismus und unser Abscheu vor Blutschuld hindern die Fortsetzung des Krieges. Wir lösen die Heeresverbände auf, wie wir die Organisationen der Geldmächte aufgelöst haben, und brauchen, ohne Militarismus und Kapitalismus, weder Friedens- noch Handelsvertrag. Dringt der Feind tiefer in unser Land, so sät er neuen Haß und zwingt jeden Bauer und Bürger zu bewaffneter Abwehr. Bleibt er, wo er ist, so warten wir, bis erkennbar wird, ob der Pole, Litauer, Lette, Esthe sich in das Fremdjoch bückt oder unsere Hilfe erbittet. Haben die feindlichen Regirungen uns, morgen oder später, noch Etwas mitzutheilen: Niemand sperrt ihnen die Post und den Telegraphen: sie haben ja auch in unserer Hauptstadt Vertreter, die Botschaft ins Smolny-Institut tragen können. Hier scheint uns nichts mehr zu thun. Guten Tag!“ Ungefähr so muß es gewesen sein. Und am Ende ist gleichgiltig, ob mans Abbruch der Verhandlung oder „Beendung des Kriegszustandes“ nennt. Der Erste Generalquartiermeister des deutschen Heeres hätte das Kind von Brest nicht bei dem vom Geist der Wilhelmstraße erwählten Namen genannt. Denn in seinem nächsten Bericht lasen wir: „Die militärische Lage ist an der Front gegenüber den Großrussen und Rumänen unverändert.“ Also nicht der Krieg, sondern der Waffenstillstand beendet. Und vielleicht muß Trotzkij noch zu Lenin sprechen wie Graf Rostoptschin an dem Tag, da Napoleon mit zweihunderttausend Mann über den Njemen ging, zu Alexander

Nikolajewitsch: „Dein Reich hat zwei gewaltige Vertheidiger: den Raum und das Klima. In Moskau wirst Du furchtbar, in Kasan ein Schreckbild, in Tobolsk unüberwindlich sein."

Wird der Reichstag sich in die Forderung eines lückenlosen Berichtes über die brester Verhandlung aufraffen? In der letzten Januarwoche hoffte Graf Hertling noch, „daß wir mit der russischen Delegation demnächst zu einem guten Abschluß gelangen werden". Anderen war diese Hoffnung schon an dem Dezembertag erfroren, der das Herrngebot hörte, „Polen, Litauen, Kurland, Theile von Esthland und Livland aus dem russischen Reichsverband zu scheiden". Was unter solchem Zwang wurde, konnte, wie mans auch für den Sprachgebrauch arglos Deutscher taufte, nur Waffenstillstand sein. Wozu unwandelbares Urtheil neu kleiden? „Wenn Letten, Litauer, Liven, Esthen, die, trotz allem Mühen abendlicher Baltengeschlechter, ein Halbjahrtausend lang starr sich gegen deutsches Wesen wehren, nun, wider alles Erwarten, wider allen nachprüfbaren Willensausdruck, in freier Abstimmung den Wunsch nach Verbindung mit dem Deutschen Reich aussprächen, müßte es die Erfüllung weigern: weil sein Leib neue Fremdsplitter nicht vertragen, seine Finanzkraft sie, nach diesem Krieg, nicht in Gold klammern kann und weil es den Westmächten nicht durch tiefe Verfeindung des Russenvolkes stärkenden Trost bereiten will. Noch hat keins der Randvölker, denen das Selbstbestimmungrecht zugesagt worden ist, durch ein irgendwie befugtes Organ gesprochen; keins kann frei sprechen, so lange Kriegsnothwendigkeit in seinem Landstück die Herrschaft fremder Truppen erzwingt. Bisher sprachen die vom Wohlwollen der Fremdherrschaft gestützten sechs Prozent der Einwohner; von je hundert blieben vierundneunzig stumm." Der Ausscheidungplan ist widerpolitisch und sein Gelingen würde den Russen nicht so schädlich wie dem Deutschen Reich, auf dessen Ostflanke aus großen und kleinen Elsaß-Lothringen Rußlands ein Balkan entstünde. Die Absage des Sowjetkongresses, dem die Volkskommissare untergeben scheinen, gewährt neue Frist zu Ueberlegung und verschlechtert uns den Zustand der Russenfront nicht. Bis zu endgiltig „gutem Abschluß" mit Rußland kann der von der kiewer Rado unterzeichnete Vertrag die Wirthschaftnoth des Vierbundes lindern. Danach werden alle Theilhaber ihn revidiren. Die Ukraina hat sich am zwanzigsten November als unabhängige Volksrepublik von der russischen Centralwirrniß ge-

schieden, am neunten Januar die Liste ihrer Forderungen in Brest-Litowsk vorgelegt, in der selben Sitzung aber gesagt, ihre Delegation fühle sich der russischen Vertragspartei zugehörig. Um den Schutz des Vierbundes vor dem von Nord her drohenden Kommunismus zu erlangen, hat sie auf Ostgalizien verzichtet. Um sie in raschen Abschluß zu treiben und sich ein Nothdach zu zimmern, haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihr das Cholmland zuerkannt. Und damit die Russen, alle Polen und die österreichischen Ukrainer gekränkt. Am Tag der Reichsrathseröffnung sprach in Wien der Polenführer: „Das polnische Volk wird nur befriedigt sein, wenn das einheitliche, unabhängig freie Polen, mit einem Ausgang ins Meer, wiederhergestellt ist. Der Polenklub, der einig auf dieser Forderung steht, sieht in ihr eine internationale Frage, in ihrer Erfüllung eine Bürgschaft dauernden Friedens und hofft, daß der den Polen freundlich gesinnte Kaiser Karl von Oesterreich diese Sache zu seiner machen werde." Der nächste Redner: „Das Volk der Ukrainer hat stets einen Rechtsbruch und ihm angethane Gewalt darin gesehen, daß 1860 das historisch gewordene Königreich der Ukrainer, Galizien und Lodomerien, mit dem Herzogthum Krakau und den Fürstenthümern Auschwitz und Zator in die staatsrechtliche Einheit des ‚Kronlandes Galizien' zusammengeschweißt wurde. Im Angesicht des großen Weltgeschehens betonen wir mit besonderem Nachdruck das unverjährbare Staatsrecht des ukrainischen Königreiches und verwahren uns gegen den Plan, auch nur den kleinsten Theil der ukrainischen Gebiete von Cholmland, Podlachien und Wolhynien, dem zu schaffenden Königreich Polen anzugliedern. Wir werden den Kampf fortführen, bis das große Ukrainervolk auf seinem ganzen Nationalgebiet all die Rechte erlangt hat, die ihm gebühren." Nun ist die Ukrainerrepublik größer geworden als das neue Polen, das ihr sogar Cholm und Stücke der Nachbargubernatorien opfern soll: und der Polenklub wendet sich zornig von der Regirung, die ihm solchen Verzicht zumuthet. Die galizischen Ukrainer knirschen, weil sie den Polen unterthan bleiben. Die Russen tragen durch Europa die Klage, daß Deutschland hinter ihrem Rücken die Ukraina angeködert habe, den Körper des Russenreiches verstümmeln wolle, und fragen, ob mit solchem Bösewicht selbst eine Bürgerregirung länger verhandelt hätte. Vorgeschmack aus der Höllenküche, die sich aufthut, wenn der Balkan sich bis an die Grenzen Posens, Westpreußens,

Schl siens streckt. Doch der hundertmal Enttäuschte wird schwören, daß diese Nothentscheidungen nur für kurze Frist gelten können, und seine Zeit nicht an Schwatz über Provisorien vergeuden. Des Ergebnisses von Brest-Litowsk darf sich freuen, wer aus Rußlands Zerfall eine Prachtblüthe deutscher Wirthschaft werden sieht. Sollen wir durch die Einpflanzung fremder Stammessplitter neue Eiterherde bereiten? Bringt die Mehrung slawischen Deutschenhasses uns Nutzen? Sind einander feindliche Kleinstaaten, die heute um Cholm, morgen um Lublin und Wilna raufen, oder kommunistische Zwerggesellschaften dem Nachbar bequemer als Vereinigte Staaten von Rußland, die jeder Volksart Athemfreiheit gewähren und, im Vollbesitz ihrer Bodenschätze, zu Wiederaufbau der Weltwirthschaft mitwirken können? Drei Fragen an des Deutschen Reichstages Majestät.

Die vierte Frage: Soll auch aus der Februarbotschaft des Präsidenten Wilson nur gepflückt werden, was als Unkraut zu verschreien ist, und lieblicheres Gewächs unberochen welken? Der versailler Kriegsrath sprach, wie alle Verantwortlichen sprechen, deren Heer morgen in die grauseste Schlacht gedrängt werden kann und durch die Frage gelähmt würde, ob das Gemetzel, da dem Feind schon Vernunft dämmere, noch nothwendig sei. Herr Wilson sprach immer als Civilist. Am Tag der Kriegserklärung: „Wir wünschen nicht, irgendeiner Nation Weh oder Schaden zu bereiten, sind aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und wünschen nichts sehnlicher als rasche Wiederkehr des Vertrauensverhältnisses, das dem Vortheil beider Länder dient. Das zu glauben, mag den Deutschen jetzt schwer werden; aber ich sage es in aller Aufrichtigkeit." Im Januar 1918: „Wir Amerikaner wollen Deutschland nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung aufzuzwingen." Am elften Februar: „Wir wollen nicht Flickwerk, sondern neue Weltordnung; nicht einen von Staatshäuptern bestimmten, von Diplomaten geformten Frieden, sondern einen, der nach Menschenmöglichkeit dem Bedürfniß aller Völker genügt und den die Gemeinbürgschaft aller sichert. Ehrgefühl wehrt uns den Versuch, eines Volkes Schwachheit, eines Staates Zerrüttung zu Aufzwang unseres Willens zu mißbrauchen. Ohne Empfindlichkeit werden wir alle Vorschläge annehmen, die den Nationen besser als unsere scheinen. Unsere Macht

bedroht keinen Staat, kein Volk; und auch aus der Betonung des Entschlusses, diese Macht in den Kampf für gerechte Freiheit und Volksregirung einzusetzen, soll Niemand den Willen zu Drohung heraushören. Jeder Theil des Vertrages, den wir erstreben, muß auf dem festen Grunde der Gerechtigkeit ruhen und den Interessenausgleich schaffen, von dem die längste Friedensdauer zu hoffen ist. Völker und Landstücke sind nicht, wie Brettspielsteine, herumzuschieben, nicht aus einer Staatshoheit in die andere zu stoßen, auch nicht unter dem Vorwand, dadurch werde das Gleichgewicht der Kräfte gesichert: denn dieses Spielchen Erwachsener ist für alle Zeit nun in Verruf. Die Antwort auf Fragen nach der umstrittenen Staatzuständigkeit eines Gebietes darf nur von dem Willen der darin heimischen Volksmehrheit, nicht von der Vortheilsucht einer Regirung gegeben noch von zwei daran interessirten Staaten, ohne Wägung der Volkswünsche, vereinbart werden. Wo die berechtigte Forderung einer Nation annehmbar ist, werde ihr Erfüllung; aber auch vorbedacht, ob dadurch nicht neuer Streitsame ausgestreut oder alten Haders Leben verlängert würde: denn immer und überall befiehlt die wichtigste Pflicht, die Ruhe Europas und damit der Erde zu wahren. Wird nicht neue Weltordnung, herrscht die alte, von Gewalt und von Ränken bestimmte friedlos und freudlos fort, dann wird das Menschenleben unerträglich und das Hoffen auf Menschheitentwickelung verdorrt. Wer den Leitsätzen unseres Weltordnungversuches zustimmt, Der kann morgen die Erörterung der Friedensmöglichkeit beginnen." Darf Deutschland zaudern? Gespräch mindert nicht unsere Macht. Doch um viel Höheres gehts. Nicht um die Sicherung deutscher Macht, sondern um deren Nutzung zum Bau neuer, hell fröhlicher Menschenwelt, der, wenn ihre Grundmauer fest werden soll, jedes Volk, das größte, das kleinste, einen Wunsch verwitternder Selbstsucht opfern muß. Darf Deutschland zaudern?



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.